

Dynamik der Heiligen, das ist die Heiligkeit.

So muß das unsere Sorge sein: Heiligkeit, echte und ernste Nachfolge Christi, Gebet und Buße, Umkehr und Aufbruch aus festgefahrebenen Geleisen. Daß die Kirche im Umbruch zu einer Kirche im Aufbruch werde, daß Umbruch nicht zu Abbruch führe, das ist unsere Sorge und unsere Aufgabe zugleich.

Die Erneuerung unserer Kirche steht und fällt mit der Erneuerung unserer Gemeinden. An der Basis muß es beginnen, in unseren Herzen, in unseren Familien.

So lassen Sie mich Ihnen drei Dinge ans Herz legen:

- die Sorge für die Ortskirche, die Liebe zu Ihrer Pfarrei;
 - die ehrliche Mühe für eine echte Nachfolge Christi und hier das Bemühen um ein kleines Fünkchen Heiligkeit;
 - den Mut zum Aufbruch, zum Verlassen, zum Verzicht und zum steten Neubeginn.
- Wer losläßt, der wird gewinnen, wer es wagt und etwas drangibt, dem wird reicher Lohn zuteil.

„Ein Vielfaches wird er dafür bekommen und das ewige Leben besitzen“ (Mt 19,29).

Forum

Kunigunde Willems

Dorfhelferin — ein „diakonaler“ Beruf

Die „Dorfhelferin“ — oder wie sie in anderen Ländern heißt: Familienhelferin — ist da für Familien auf dem Land, die durch die Krankheit der Mutter oder aus ähnlichen Gründen in eine gewisse Notsituation gekommen sind. Es ist zwar in der Regel ein „nichtkirchlicher“ Beruf; wie die folgenden Berichte einiger Dorfhelferinnen, die unterschiedlich lang in diesem Beruf arbeiten, aber zeigen, verstehen diese

Menschen ihren Beruf als Dienst an den Menschen und haben sie ein starkes Fundament im Glauben und in der konkreten kirchlichen Gemeinde. Die Erfahrungen dieser Frauen könnten vielleicht beitragen, manche Probleme der Menschen auf dem Land noch besser zu verstehen und Lösungen wirklichkeitsnäher anzustreben. So scheint gerade ihre Mitarbeit in Pfarrgemeinderäten und in anderen pfarrlichen Gruppen ein besonderer Gewinn für die Pastoral zu sein. — Obwohl sich die Berichte in manchem etwas überschneiden, bringen wir sie ungekürzt, da so der Eindruck am lebendigsten wiedergegeben werden kann (Fortsetzung in Heft 3). red

Der Beruf der Dorfhelferin, in Deutschland etwa 25 Jahre alt, wurde für die Familien auf dem Land gegründet, vor allem für die Familien mit Landwirtschaft.

Aufgabe der Dorfhelferin

ist die Hilfe in Familie und Haus, wenn die Mutter aus Krankheitsgründen abwesend ist. Dazu kommt die erzieherische und pflegerische Mitsorge für Kinder, Jugendliche, Kranke und alte Menschen.

Damit man die Ausbildung „staatlich geprüfte Dorfhelferin“ beginnen kann, ist ein Mindestalter von 18 Jahren erforderlich. Weitere Aufnahmebedingungen sind Hauptschulabschluß oder Mittlere Reife, abgeschlossene Berufsausbildung als Hauswirtschafterin und Abschluß der Landwirtschaftsschule, Abteilung Hauswirtschaft. Die Ausbildung dauert 2 Semester, dazu Schwesternhelferinnenkurs und Säuglingspflegepraktikum. Das 1. Berufsjahr ist ein Anerkennungsjahr. Es gibt zur Zeit 8 Ausbildungsmöglichkeiten in der Bundesrepublik.

Eine ausgebildete Dorfhelferin wird zuerst nach BAT VII, später nach VI b besoldet und hat eine 40-Stundenwoche. Je nach Situation muß auch am Wochenende oder abends gearbeitet werden, was dann aber als Freizeit nachgeholt werden kann.

Die Dorfhelferin wird eingesetzt in einzelnen Dorfhelferinnenstationen, oder in Sozialstationen.

Wie ich zu diesem Beruf kam!

Ich komme selbst aus einer landwirtschaftlich geprägten Gemeinde in der Eifel. Nach Absolvierung der Volksschule half ich im elterlichen Bauernbetrieb, ein Semester besuchte ich die Landwirtschaftsschule, Abteilung Hauswirtschaft.

Wegen Krankheit meiner Mutter konnte ich keine Berufsausbildung absolvieren; erst mit 30 Jahren war es mir möglich, in Sölden mit der Ausbildung zur Dorfhelferin zu beginnen. An meiner 1. Einsatzstelle war ich 7 Jahre, an der zweiten bin ich inzwischen schon 6 Jahre.

Wenn ich mich frage, weshalb ich diesen Beruf gewählt habe, dann fallen mir drei Dinge ein. Zum ersten wollte ich einen Beruf wählen, der mir den Aufenthalt und das Leben auf dem Land ermöglicht. Zum zweiten kam hinzu, daß ich Kinder gern hatte und habe und daß ich wußte, daß ich in diesem Beruf immer wieder mit Kindern zu tun habe und ihnen helfen kann. Der dritte Grund für diese Berufswahl war der, daß ich eine Arbeit suchte, bei der ich mich ausgefüllt fühle, und dies ist bei mir dann der Fall, wenn ich helfen kann.

Wie habe ich mir die Arbeit vorgestellt?

Ich habe mir vorgestellt, daß ich weniger durch Reden, als durch konkrete, praktische Arbeit helfen kann. Weiters erwartete ich, daß nicht jeder Schritt, den ich zu tun hatte, überwacht würde bzw. mir vorgeschrieben würde, was ich hier und jetzt machen müsse. Ich glaubte, daß ich mit dieser Arbeit auch ein Stück Eigenverantwortung übernehmen und selbst Entscheidungen treffen dürfte.

Was mir auch klar vor Augen gestanden hat, waren die Erwartungen der Familie, die ich folgendermaßen umschreiben möchte: In der Zeit, in der ich in der Familie bin, ganz für sie dazusein und nicht dauernd mit einem Auge die Uhr zu beobachten, ob bald Feierabend ist; Interesse für die Probleme der Familie zeigen; auch Dinge tun, die nicht ausdrücklich zu meiner Aufgabe gehören; später noch Kontakte zu der Familie zu halten.

Wie sieht die Wirklichkeit aus?

Wenn ich die 13 Jahre zurückdenke, die ich als Dorfhelferin arbeite, dann fällt mir folgendes ein:

Was mich immer wieder überrascht, ist das spontane Vertrauen, das mir von fast allen Familien entgegengebracht wird. Selbstverständlich werden mir kleinere und größere Sorgen anvertraut, ganz gleich ob es nun Probleme der Ehegatten sind, Generationsfragen, ob es um gesundheitliche Fragen geht, um die Arbeitsbewältigung, oder ob Probleme der Kinder in der Erziehung oder in der Schule angesprochen werden. Bei diesen Gelegenheiten kann ich des öfteren Hilfen aufzeigen, z. B. hinweisen auf Eheberatung, Suchtbehandlung, Jugendamt, Schulpsychologen usw.

Oft gelingt es mir, die Angst und Scheu vor diesen Stellen abzubauen. In manchem kann ich auch selbst direkt helfen!

Manchmal habe ich nach dem Einsatz den Eindruck, daß die Tage, die ich in der Familie verbracht habe, umsonst waren. Dinge, die ich für veränderenswert hielt und die ich — mit Zustimmung — geändert habe, während meiner Tätigkeit dort, kommen wieder ins alte Gleis, sobald die Mutter wieder zurückkommt.

Ich muß allerdings auch sagen, daß ich manchmal überrascht war, wenn ich später noch einmal die Familie besucht habe und ich feststellen konnte, daß sich doch manches zum Positiven hin geändert hatte. Gerade dies ist etwas, was mich immer neu, gern an die Arbeit gehen läßt.

Was ich für mich als wichtig erachte: die Zugehörigkeit zur Gemeinde (Pfarrgemeinde) und daß ich als eine der Ihren von der Bevölkerung angesehen werde!

Was mir als Dorfhelferin schwer fällt ist, wenn das Geld bei den Einsätzen eine zu wichtige Rolle spielt. Familien, die einen Tagessatz von 30 DM oder mehr aus eigener Tasche bezahlen müssen, verzichten oft auf den Einsatz der Dorfhelferin, auch wenn dieser Einsatz für sie sehr notwendig wäre. Die Notlage der Familie müßte vor dem Geldrückfluß gesehen werden.

Es kann vielen Familien über einen Rechtsanspruch geholfen werden, und das ist gut.

Dann müssen die Familien nichts bezahlen. Aber viele Familien, vor allem Familien mit mehr Kindern über 8 Jahren, werden nicht bezuschußt, ihnen müßte jedoch sehr oft bevorzugt geholfen werden. Es ist sehr schwer, dann niemanden zu wissen in Pfarrei oder Gemeinde, der einen hier unterstützt, und dann nicht helfen zu dürfen in einem so reichen Land wie der Bundesrepublik! Ich bin immer so froh, wenn es gelingt, die maßgeblichen Personen zu überzeugen, daß zuerst die Hilfe wichtig ist und dann das Geld!

Schwer kann auch sein, wenn die Familienprobleme so groß sind, daß sie unlösbar scheinen. Da bemühe ich mich besonders, in den Wochen meiner Anwesenheit etwas Freude in die Familie zu bringen und ihnen so etwas Mut zu machen.

Ich selbst habe mit Kolleginnen aus der Nachbarschaft einen herzlichen Kontakt — wir treffen uns oft —; von daher hole ich mir selbst neue Kraft, aber auch aus der Dankbarkeit der Familien und der Anerkennung in der Gemeinde.

Ich würde diesen Beruf auch heute, nach diesen 13 Berufsjahren, wieder ergreifen.

Bücher

Lebendige oder erstarrte Sakramentenpastoral?

Die Entwicklung der Exegese hat zu einer Art Säkularisierung der Verkündigung geführt. Viele Prediger verzichten auf den Gebrauch vorgefertigter religiöser Begriffe und versuchen, die religiöse Tradition lebensnäher zu vermitteln. Diese Entwicklung hat nun auch auf die Sakramente übergegriffen. Sie gelten nicht mehr als unantastbare religiöse Riten, sondern als Zeichen und Verleblichungen des Glaubens. Einige neuere Veröffentlichungen

weisen in diese Richtung. Wir wollen besonders zwei herausgreifen:

1. Zeichen des Heils. Leitideen künftiger Sakramentenpastoral. Österreichische Pastoraltagung 2.-4. Januar 1975. Im Auftrag des Österreichischen Pastoralinstituts herausgegeben von *Josef Wiener* und *Helmut Erharder*, Verlag Herder, Wien 1975, 144 Seiten, S 113.

Die Veröffentlichungen im Anschluß an die Österreichische Pastoraltagung weisen immer ein hohes Niveau auf. Der Leser wird auch dieses Mal nicht enttäuscht. Aus den Beiträgen, die auf die Chancen und Schwierigkeiten der Sakramentenpastoral eingehen, ragt der Beitrag von L. Bertsch („Leitideen künftiger Sakramentenpastoral“) heraus. Er zeigt, wie die Sakramentenpastoral aufs engste mit der Verkündigung und den kirchlichen Strukturen zusammenhängt. Bertsch sieht in der Säkularisierung weniger eine Bedrohung als eine Chance für die Kirche. Diese kann sich freilich nicht mehr auf vorgegebene Strukturen stützen, sondern muß diese erst schaffen. Dieser Punkt, daß wir die Voraussetzungen für die Feier des Glaubens selbst schaffen müssen, ist außerordentlich wichtig. Wie B. Dreher setzt Bertsch auf die Erwachsenengemeinde, in der die Jugendlichen erfahren können, daß das Leben aus dem Glauben ein Wert ist, um dessentwillen es sich lohnt, unangepaßt zu leben. Die Schwierigkeiten in der Sakramentenpastoral verschwinden, wenn es gelingt, lebendige Substrukturen in der Gemeinde zu schaffen (111). Bemerkenswert ist ferner die These, daß die Identifikation mit der Kirche vornehmlich im Ritus und Fest und nicht zuerst und allein im Wort geschieht (117).

Allmählich werden die Nachteile einer einseitigen Orientierung an der Hermeneutik und Sprachphilosophie deutlich. Bertsch lokalisiert das Hauptproblem der Sakramentenpastoral in der Verkündigung, im Aufbau von Glaubensgemeinschaften. Wenn es in der Gemeinde Substrukturen gibt, in denen der Glaube lebendig ist, dann ergeben sich neue Formen der Feier des Glau-